



ORIENTIERUNG

Nr. 18 53. Jahrgang Zürich, 30. September 1989

«**I**N DER THEOLOGIE besteht doch die Gefahr, daß man den Mund zu voll nimmt; manchmal sagt man dafür auch «von den Schätzen der Kirche zehren». Das ist eine etwas feinere Ausdrucksweise für dieselbe Sache: etwas mit einer geborgten Stimme sagen. Mehr sagen, als man selber im Augenblick glaubensmäßig oder hoffnungsmäßig ehrlich für sich in Anspruch nehmen kann... Die Wahrheit muß auch etwas sein, womit ich leben kann, etwas, das mich und meine Erfahrungen nicht überspringt. Ich hatte und habe Schwierigkeiten mit dem «allmächtigen» Gott. Was soll das eigentlich heißen?»

Mit geborgter Stimme

Dorothee Sölle ist für diese Sätze¹ zu danken. Mir sind sie aus der Seele gesprochen. Sie treffen einen Großteil kirchlicher Rede, die ich deshalb nicht mehr hören kann. Zum Beispiel auf der letzten römischen Bischofssynode (1987) hatte ich von Tag zu Tag mehr den Eindruck, daß Sprache kaputtgemacht wurde, weil viele öffentlichen Erklärungen nicht aus erfahrener Wirklichkeit stammten, sondern einem festgelegten Muster entsprachen. Ich danke Dorothee Sölle, daß sie mich lehrt, wie sich anders sprechen läßt. Ihrerseits dankt sie dafür Lehrern wie Rudolf Bultmann und Friedrich Gogarten, obwohl sie inhaltlich ihre eigenen Wege ging, nein weil sie sie ging: Gogarten, so bezeugt sie, «hatte einen tiefen Sinn dafür, ob jemand etwas auswendig Gelerntes nachplapperte oder etwas selbst Erfahrenes, Erlebtes, in stockenden Worten auszudrücken versuchte... Bultmann hat nie den Mund zu voll genommen, sondern war ein ganz redlicher, unbestechlicher Denker, der keine Ungenauigkeit des Denkens und des Gefühls zuließ.»

Nun ist freilich der «existentielle Ansatz», wie Sölle das nennt, nicht im individualistischen, nur auf das eigene Ich bezogenen Sinne zu verstehen. Es wäre ja absurd zu übersehen, daß Sprache überhaupt nur als Kommunikation entsteht, daß in diesem Sinn jedes Kind, das zu sprechen beginnt, Worte «borgt», und daß wir alle von «Schätzen» einer großen Tradition zehren. Aber das Borgen soll nicht zum

Verbergen des selber Erfahrenen dienen und das Geborgte nicht als Eigenes ausgegeben werden. Beispielhaft ist da das liturgische Warnzeichen – eine Art «Moment mal!» – vor dem Vaterunser: «Von Jesus angeleitet, wagen wir zu sprechen:...»

Bei Sölle geht es im Kontext um ihre Erfahrung als Frau, das feministische Bewußtsein. Sie erzählt, wie sie mit vorgefundenem Wort-Schatz umging: «Ich weiß noch genau, was ich fühlte, als ich bei Paulus las: «Er (Jesus) ist der Erstgeborene unter vielen Brüdern» – Schwestern habe ich mir dazu ergänzt...» Dies war ein erster Schritt; weitere folgten. Sölle sieht es heute als feministischen Zug, wie sie mit der deutschen Universitätstheologie, mit deren Begriff von Wissenschaftlichkeit zunehmend in Konflikt geriet. Sie anerkennt die theologische Sprache als Instrument zu Kritik und Klärung, zur Entlarvung von Ideologien («von Leuten also, die Gott sagen und die Profite und Privatwirtschaft meinen»); aber dieses Instrument sieht sie schwächer werden, je mehr es darum geht, das eigentliche Geheimnis, «die Präsenz Gottes in unserem Leben» auszudrücken. Da hilft nicht Theo-Logie, vielmehr *Theo-Poesie*: «Zu Gott sprechen», «von Gott erzählen». Das Narrative, «Geschichten erzählen», lernt sie von den Juden, die Liturgie – «loben zu können, danken zu können» – von den Katholiken. Aber vor allem lernt sie von den Armen. Wenn sie «immer jüdischer geworden» ist, so weil sich auf diesem Weg – entgegen dem fundamentalistischen Trend – die «Gerechtigkeit» nicht ausmerzen läßt. Und wenn sie katholische Züge annimmt, so weil sie in den Suppenküchen der *Dorothy Day* den Armen in die Augen geblickt und aus Lateinamerika den Ruf nach Befreiung vernommen hat. Das geht so weit, daß ihr mit den Frauen dort ein «Bitt für uns» an ihre Dorothy über die Lippen kommt; aber sie weiß um diese geborgte Stimme und wie sie im Zusammenleben ihre eigene geworden ist. Sie bekennt sich zur «Ökumene von unten», die auf der ganzen Welt wächst: «Da», sagt sie, «bin ich zu Hause.» Wir, die wir uns in ihrer Sprache wiedererkennen, sind es mit ihr.

L. K.

¹ Aus: Teschuwa, Zürich 1989 (s. letzte Seite).

THEOLOGIE

Dorothee Sölle, 60 Jahre alt: Wider Worthülsern in der Theologie – Sprache darf die Erfahrung nicht überspringen – Gogarten und Bultmann als Lehrer redlichen theologischen Sprechens – Die eigene Stimme lebt vom Geborgten – Von der Theologie zur Theopoesie – Kleine Schritte einer weltweiten «Ökumene von unten» (vgl. auch letzte Seite).

Ludwig Kaufmann

KOREA/FILM

Warum Bodhi-Dharma in den Orient aufbrach: Am Filmfestival in Locarno erhielt *Yong-Kyun Bae* mehrere Preise – Suche nach eigener kultureller Identität – Eine von der buddhistischen Tradition geprägte Welt – Prophetische Berufung von Kunst und Künstler – Intuitives Bewußtsein der Abhängigkeit – Neue Perspektiven einer Ost-West-Begegnung.

Ambros Eichenberger, Zürich

LITERATUR

Von der Aussonderung zum Mord: Zum neuen Buch «Die Welt zusammenfügen» von *Cordelia Edvardson* – Als Kind nach Auschwitz deportiert – 40 Jahre danach Gespräche mit Altersgenossen und Nachgeborenen – Leben in Israel nach dem Jom-Kippur-Krieg – Erinnerungen an die geliebte Mutter E. Langgässer – Die neue Erzählung «Abschied von Sidonie» von *Erich Hackl* – Schicksal eines ausgesetzten Zigeunermädchens im faschistisch gewordenen Oberösterreich – Der Roman «Ausgrenzung» von *Waltraud Anna Mitgutsch* – Fallgeschichte einer Mutter und ihres autistischen Sohnes – Die Decke der Humanität ist dünn.

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

DRITTE WELT/MEDIEN

«**Kein Augenzeuge des Weltgeschehens:** Erfahrungen und Überlegungen eines Fernsehredakteurs – Zum Begriff «Nachricht» im journalistischen Sinn – Quellenlage wird durch die ökonomische Macht amerikanischer und europäischer Agenturen bestimmt – Selektion durch den Fernseh-Film-Pool der Eurovision – Zeit und geographische Distanzen kosten Geld – Wo gibt es politische Zensur und wo nicht? – Barrieren eines verständlichen Mißtrauens.

Eugen Fehr (gest. 2. Mai 1989)

BUCHBESPRECHUNG

Rechte künftiger Generationen: Zu einer staatsrechtlichen Publikation von *P. Saladin* und *C. A. Zenger* – Menschenrechte sind für jede positive Rechtssetzung unverfügbar – Nationale Rechte und Völkerrecht sehen Rechte künftiger Generationen tendenziell vor.

Otto K. Kaufmann, Pully

Aufbruch in den Orient

Yong-Kyun Baes Erfolg am Filmfestival von Locarno

Weil der südkoreanische Erstling *Warum Bodhi-Dharma in den Orient aufbrach* von Yong-Kyun Bae dieses Jahr in Locarno nicht nur den *Goldenen Leoparden* zugesprochen bekam, sondern gleichzeitig auch noch die Preise der ökumenischen Jury, der internationalen Filmkritik, die Auszeichnung der Jugend und den Verleihförderungspreis Barclay, hat sogar die amerikanische Fachzeitschrift *Variety* vom «Liebling der Juries, des Publikums und der Presse» gesprochen, obwohl das Werk mit diesem triumphalen Erfolg nicht gerade für die Fortsetzung des American Way of Life in Asien plädiert, sondern überzeugend, entschieden, künstlerisch höchst anspruchsvoll die Bedeutung der Suche nach der eigenen kulturellen Identität unterstreicht. Yong-Kyun Bae, geb. 1951, ist zutiefst davon überzeugt, daß ein Künstler, ob Maler, Bildhauer oder Regisseur, nur dann Großes und Gültiges zu schaffen vermag, wenn er in seiner eigenen Kultur Wurzeln geschlagen hat.

In seiner Heimat Südkorea wird diese mehrheitlich durch den Buddhismus geprägt, auch wenn der Einfluß des Christentums in den letzten Jahren auf überraschende Weise zugenommen hat. Die Weitervermittlung der buddhistischen Tradition an die jüngeren Generationen hängt weitgehend von deren Pflege in der Familie ab. Bae attestiert seinen Eltern Gläubigkeit, bemerkt aber, daß deren Tempelbesuche nicht eben zahlreich gewesen sind. Also kein besonderer religiöser Eifer, eher ein unreflektiertes Festhalten an jahrhundertalten Traditionen. Hinzu kommt, vor allem bei der jüngeren Generation, daß durch den Industrialisierungsprozeß, der das Land mit Hilfe der Amerikaner buchstäblich überrollt, ganz andere Werte Priorität bekommen haben. Die Aggressivität und Rücksichtslosigkeit, mit der diese Entwicklung zum «Fortschritt» heute noch vorangetrieben wird, sowie der Verlust an Identität, den eine solche «Überfremdung» nach sich zieht, hat Bae mit Bildern und Geräuschen auszudrücken versucht. Gleich zu Beginn des Films sausen zwei Schnellzüge aus entgegengesetzten Richtungen aneinander und am Publikum vorbei. Es sind sinnliche Bild- und Tonsignale, die u. a. für die Götzen Tempo und Hektik stehen. Sie belegen, daß der Autor die Gesellschaft, in der er lebt, sehr wohl und sehr kritisch zur Kenntnis nimmt, auch wenn er diese Kritik nicht mit Protesten auf der politischen Ebene zum Ausdruck bringt, wie es radikalere Systemveränderer, auch koreanische, erwartet haben.

Fortschritt und kulturelle Gleichgewichtsstörung

Sehr betroffen zeigt sich der Regisseur von den großen soziokulturellen Veränderungen, die der einseitig materiell oder materialistisch ausgerichtete Fortschritt vor allem im Bereich von Bildung und Erziehung zur Folge hat, weil er die Auswirkungen und Zwänge davon am eigenen Leib erfahren hat. Zum Beispiel vermittelte die Schule, wo er die höhere Ausbildung genoß, mehr europäisch-westliches Geistes- und Kulturgut als Einblick in die eigene koreanische Realität, Geschichte und Tradition. Solche Erziehungsmodelle sind nicht nur höchst fragwürdig und verwunderlich. Sie bewirken Verunsicherungen in bezug auf die Frage nach der eigenen Identität (wer sind wir eigentlich?), die vielen jungen, sensiblen Menschen in Entwicklungs- und sogenannten Schwellenländern zu schaffen macht. So ist es Bae z. B. sehr ernst, wenn er in diesem Zusammenhang auf «Störungen des seelischen Gleichgewichtes» oder gar auf dessen Verlust zu sprechen kommt. Sie haben bei ihm selbst allerdings nicht nur zu vorübergehenden Depressionen mit einer «nihilistischen Phase» geführt, sondern auch zu Formen des Widerstandes und der Verweigerung. Ganz ähnlich wie der Mönch im Film, hat er eines Tages

von Mutter und Vater und von der Schule Abschied genommen, um sich während mehrerer Monate als Eremit in die Einsamkeit der Berge zurückzuziehen. Der ebenso mutige wie unbequeme Entschluß mag umso leichter gefallen sein, als «ein Interesse für die inneren Tiefen des Menschen schon immer, seit der Geburt, wenn nicht sogar schon vorher», bestanden hat.

Der «Vorstoß ins Zentrum der Seele», eine Art von Selbstwerdung, muß streckenweise sehr schmerzlich, aber gleichzeitig auch sehr heilsam gewesen sein. In ausweglosen Situationen innerer Leere, wo keine Werte mehr zu tragen vermochten, war es vor allem die lebendige Beziehung zur Natur mit ihren kosmischen Elementen – Wasser, Feuer, Luft und Licht –, die «Rettung» zu schenken vermochte, wie das der Film denn auf sinnlich eindrückliche Weise wahrnehmbar und teilweise auch für Nicht-Koreaner nachvollziehbar macht.

Die Rückkehr ins sogenannte normale Leben mit Alltag und Schule erfolgte aus wiedergewonnener eigener Kraft, gerade noch frühzeitig genug, um die Aufnahmeprüfung für den Eintritt in die *Faculté des Beaux Arts* an der Universität von Seoul erfolgreich zu bestehen. Dort hat Bae im Verlauf des Studiums dann auch seine zukünftige Lebensgefährtin kennengelernt, die ihm seither mit großer Bescheidenheit und starker moralischer Kraft auf all seinen Reisen, den inneren wie den äußeren, zur Seite steht.

Aufbruch in die eigene Seele und Kultur

Sein Film *Warum Bodhi-Dharma in den Orient aufbrach* dokumentiert im Grunde genommen mit sorgfältig durchgestalteten, meditativen und kontemplativen Bildern von unwiderstehlicher Faszination diese Entdeckungsreise in das eigene Selbst und zu den Quellen der eigenen Kultur. Entstanden ist aber alles andere als ein kleiner, privater Film, der sich in narzistischer Selbstverliebtheit vorwiegend um das eigene Ego dreht. Denn es ist dem Regisseur gelungen, durch die individuellen Erfahrungen der Leere und der Fülle des Dunkels und des Lichtes hindurch in Dimensionen und Räume der Wahrheits- und der Sinnsuche vorzustoßen, die zur tieferen, archetypischen Substanz des Menschseins schlechthin gehören, so daß sich der disponierte Zuschauer, ohne Buddhist zu sein, damit identifizieren kann, mindestens gefühlsmäßig und intuitiv. In diesem Sinne sprengt dieses Meisterwerk also auch die Kategorien buddhistischer Philosophie und Anthropologie, obwohl diese zu seinen geistigen Gestaltungsprinzipien gehören. Zudem werden Elemente wie Feuer, Wasser oder Asche ja auch in anderen religiösen Traditionen, z. B. den jüdisch-christlichen, heute noch verwendet, ebenfalls als Zeichen für Läuterung, Reinheit oder Vergänglichkeit. Nur sind uns «Rationalisten» die dafür notwendigen Wahrnehmungs- und Symbolfähigkeiten weitgehend abhanden gekommen, so daß vielfach nur noch «äußere Riten», «tote Gebeine» und sinnentleerte Formeln übriggeblieben sind.

Echte Kunst, das betont Yong-Kyun Bae immer wieder, lebt von dieser Durchlässigkeit des Individuellen und Intimen auf das Universelle und Allgemeingültige hin. Dadurch, daß der Kunstschaffende sich, seine Zweifel, Sehnsüchte und Ängste exponiert – solche werden am Anfang und am Ende des Films u. a. durch eine Kuh symbolisiert, die im Wald herumirrt –, nimmt er Anteil am Schicksal von anderen Menschen, die sich darin wiederzuerkennen vermögen. So setzen Kunstwerke Impulse und Energien zur geistigen Sinndeutung des Daseins und zu einer Art von metaphysischer Unruhe frei. In einem ähnlichen Sinn hat sich auch *Andrej Tarkowskij*, dem sich der Koreaner Bae und seine Frau innerlich sehr verbunden fühlen, in seinem Buch *Die versiegelte Zeit* zur prophetischen «Berufung» von Kunst und Künstler geäußert. Noch häufiger bringt Bae den Ausdruck «Destin» (Schicksal) ins Gespräch. Dabei hält er mit Nachdruck fest, daß das Ergebnis künstlerischer Kreativität vom Schicksal mitbestimmt werde, auch wenn der

Künstler oftmals den Eindruck erwecke – bzw. der Selbsttäuschung erliege –, sein eigener Gott und Schöpfer zu sein.

Dieses intuitive, mystische Bewußtsein des Verwiesenseins an ein unverfügbares Geheimnis oder Schicksal – das nach buddhistischer Auffassung keiner näheren Konkretisierung bedarf – ist vielleicht eine Erklärung für die bemerkenswerte Gelassenheit und für die vornehme Zurückhaltung, mit denen das Künstlerehepaar aus dem südkoreanischen *Tae-Gu* den sensationellen Erfolg von Locarno verkräftet hat. «Erfolg? Nein, nein, das ist nicht das richtige Wort», lautete höflich abwehrend der entsprechende Kommentar.

Unabhängig produzierte Autorenfilme wie *Warum Bodhi-Dharma in den Orient aufbrach* (sein Autor zeichnet verantwortlich für Drehbuch, Dialoge, Produktion, Kamera, Licht, Ton, Montage, und er saß oft erst noch am Steuer des Landrovers) sind bisher in Südkorea natürlich die große Ausnahme von der Regel. Denn die expandierende Filmindustrie, mit einer Produktion von ca. 120 Filmen pro Jahr, betrachtet das Medium in erster Linie als Ware, mit der Handel betrieben und Profit gemacht werden kann. Das ist denn auch der Grund dafür, weshalb Bae nie die geringsten Anstalten machte, mit der *Motion Picture Corporation* in Seoul Kontakt aufzunehmen, denn das hätte er mit seinem alternativen künstlerischen Selbstverständnis nicht vereinbaren können. Innerlich hatte er sich denn auch bereits damit abgefunden, daß sein Debüt-Film nie eine Chance bekommen würde, eine breitere – einheimische oder internationale – Öffentlichkeit zu erreichen und zu bewegen. Diese Rechnung hat sich als Irrtum erwiesen. Schon vor der ersten öffentlichen und unbeachteten Aufführung in Cannes haben bei privaten Vorführungen im kleinen Kreis fast alle Zuschauer «starke Emotionen» signalisiert. Überdies wird inzwischen auch im säkularisierten Westen von einem sakralen Erlebnis gesprochen, so daß sogar die Filmindustrie bald einmal zur Kenntnis nehmen muß, daß dieses Werk – durch sein Bekenntnis zum Kino als anspruchsvollster Kunst – neue, bisher unerreichte Maßstäbe setzt, und zwar nicht nur für Korea. Ist es dort für die einheimische Branche Anlaß zu einer Gewissensforschung? Deutet wohl das persönliche Glückwunschtelegramm des südkoreanischen Staatschefs *Roh Tae Woo* an den mehrfachen Preisgewinner von Locarno in diese Richtung?

Es bleibt zu hoffen, daß auch der interkulturelle Dialog zwischen Ost und West durch diese einmaligen, sublimen Bilder und Bildrhythmen aus Asien neue Nahrung bekommt, wobei die Textmeditation der Mönche, das *Koan*, ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Aber es wäre schade, wenn er von der westlichen Seite her vorab in jener verzweifelt Notwendigkeit begründet bliebe, die als Abendlandmüdigkeit – und Mode – zurzeit die Runde macht und sich mit oberflächlichen Synkretismuseffekten à la New Age zufriedengibt.

Beitrag zum interkulturellen Dialog zwischen Ost und West

Bae selber, der als Student zusammen mit seiner Frau – häufig per Anhalter – eine ganze Anzahl von westeuropäischen Ländern bereiste, infolgedessen fließend Französisch spricht – und trotzdem neu «in den Orient aufgebrochen ist» –, ist von diesen Perspektiven einer sich ergänzenden Ost-West-Begegnung angetan. Er hofft sogar, daß sein Film «die Sehnsucht nach dieser Synthese weckt und auch die Herzen der westlichen Zeitgenossen zu berühren vermag». Gleichzeitig warnt er beide Seiten vor Selbsttäuschungen und Illusionen, indem er darauf hinweist, daß westliche Zuschauer durch die Ähnlichkeit der Bilder voreilig Schlüsse ziehen könnten, ohne dem Umstand Rechnung zu tragen, daß sie hier im Kontext eines anderen Weltbezuges stehen. So wird die Welt im Osten z. B. in dem Sinne begriffen, daß alle Wesen Konglomerate von entstehenden und vergehenden Daseinsformen sind, die letztlich einen Fluß von Ereignissen begründen, wie das aus dem Film ersichtlich ist. Was wir Westler als Ding betrachten, ist in dieser Lesart im Grunde genommen der täuschende Ausdruck eines Werdens und Vergehens. Die Täuschung besteht darin, daß wir den Dingen selbständige Strukturen verpassen, die Vorgänge also zu Objekten machen. Das hat natürlich Konsequenzen, beispielsweise auf Zeitauffassung und Zeitgefühl, dem dieser Film so große Aufmerksamkeit entgegenbringt. Denn das Bild für die Zeit ist in Asien nicht der Pfeil, sondern das Rad, das sich ohne Anfang und Ende dreht.

Trotz dieser großen und grundlegenden kulturellen Unterschiede gibt es eine ganze Reihe von Berührungspunkten und Zusammenhängen zwischen Ost und West, die, etwa durch eine eingehendere Beschäftigung mit Ethik und Mystik, auch mit der abendländischen, stärker ins Bewußtsein treten müßten.

Ambros Eichenberger, Zürich

Stigmatisieren, aussondern, töten

Szenen aus der Kainsgesellschaft

Die jüdische Bibel steckt voller Mordgeschichten. Schon ein Sohn des ersten Elternpaares tötete seinen Bruder. Das reale Zusammenleben der Menschen – und darauf war doch die Schöpfung der Menschen von Anfang an angewiesen – wird in den Schulbibeln und in der theologischen Unterweisung bis heute verharmlost. *Kain-und-Abel?* Natürlich kennen wir die Geschichte. In ihrer mythischen Gestalt, in ihrer kulturellen Distanz, in der eindeutigen Erkennbarkeit des Bösewichts tritt uns die Mordgeschichte nicht sehr nahe. Sie stellt uns keine Erkenntnisprobleme über gut und böse. Sie stellt uns vor keine ernsthaften Verhaltensprobleme, fügt uns keinen größeren Schmerz zu.

Unser Zusammenleben in der modernen Industriegesellschaft ist zeitalterweit entfernt von jenen archaischen Formen des Zusammenlebens. Alles ist soviel komplizierter, differenzierter geworden, angefangen von den menschlichen Kontakten, den Wertvorstellungen, den Hilfeinrichtungen, unserem Umgang mit Zeit. Wer erzählt uns reale Verhaltensgeschichten, wenn nicht die Literatur? Unsere Beziehungen zueinander sind meist nicht mehr eindeutig, nur selten umfassend, sondern mehrdeutig, partiell, verdeckt, ambivalent. Sie funktio-

nieren unter gewissen Bedingungen und unter anderen nicht. Man kann literarische Erzählungen kunstästhetisch, «feuilletonistisch» lesen. Das literarische Urteil kann lauten: Diese Geschichte ist perfekt erzählt, diese nicht. Und man zeigt ihre Mängel oder sogar Fehler. Wer so liest, der übersieht meist den moralischen Antrieb, aus dem sie geschrieben wurden, den moralischen Impuls, den sie auslösen wollen. Nachfolgend stellen wir drei Erzähltexte dieses Jahres vor. Sie haben gemeinsam, daß sie in den Horizont der Stigmatisierung, Aussonderung, Tötung fallen.

Auschwitz im Mark

In seinen *Reisebildern* (1826–1831) hat Heinrich Heine die Deutschen zum erstenmal mit der Rede vom «Weltriß» erschreckt. Gegen eine klassizistische «Harmonie» und gegen die romantisch-mittelalterliche «Ganzheit» sprach er vom «Weltriß», der durch die Brust des Dichters gehe. Nicht nur die Leser der Gründerzeit haben dem Juden Heine das Wort übelgenommen. Nicht nur Friedrich Nietzsche hat ihn bestätigt. Von einer neuen Einheit des Weltgeistes schwärmte man im Dritten Reich. Die Reichs-Täter und -Träumer wurden die

größten Zerstörer. Cordelia Edvardson ist die Welt nicht nur poetisch oder ideell, sondern real in Auschwitz zerbrochen. «Die Welt, unser aller Welt, ist geborsten, hat einen Riß bekommen» schreibt sie in ihrem neuen Buch *Die Welt zusammenfügen*.¹ Vierzehnjährig war die jüdische Tochter der Dichterin Elisabeth Langgässer nach Auschwitz deportiert worden. Sie wurde den «Untermenschen» zugezählt, dem «Ungeziefer», das man ausrotten mußte. Sie hat in Dr. Mengeles Nähe überlebt; aber ganz zu den Lebenden zurückkehren, sich fröhlich unter die Zeitgenossen mischen, konnte die bis ins Mark Gebrandmarkte nicht mehr.

Obschon Worte und Gebärden «die in Auschwitz zerbrochene Welt nicht zu heilen vermögen, den Riß nicht dichten, durch den das tödliche Gas noch immer dringt», weiß sie, daß die jüdische Religion die Menschen lehrt, «die Welt wiederherzustellen», sie zu «heilen». «Die Vergangenheit ist unserer Barmherzigkeit ausgeliefert», hatte sie als Motto ihrem Überlebensbericht *Gebranntes Kind sucht das Feuer* (1986) vorangestellt.² Nach Erscheinen des Buches hatte sie eine große Lesereise durch die Bundesrepublik angetreten (warum nicht auch durch die DDR, warum nicht in beiden Teilen Berlins, wo ihre Deportation begann?). In den Gesprächen nach den Lesungen bemerkte sie, wie sehr das Wort Barmherzigkeit mißverstanden wurde, als meine es eine «allesverzeihende Umarmung», als mache es das harte, klare Licht des Erkennens überflüssig, als erspare es Trauerarbeit, als gestatte es Vergessen. Die Autorin erlebte mehr als vierzig Jahre danach immer noch Ausflüchte, Leugnungen, die falschen Metaphern von der «Stunde Null» oder der «Gnade der späten Geburt». – Kann man das Zerbrochene «wieder zusammenfügen», fragt sie. Wahrscheinlich nicht, «aber die Wunde offenhalten».

Im neuen Bericht, der mehr zum kritischen Gespräch wird, spricht die Traumatisierte denen ins Gewissen, die das Trauma verdrängt haben. Zuerst ihrer Halbschwester, die den Sohn eines SS-Offiziers der Einsatzgruppen geheiratet hat. Dann jenen Deutschen, die sich der Wunde verschließen, die Erinnerung abschwächen, verdrängen, leugnen. Die Gebrandmarkte spricht mit Pathos. Angekettet an ihre Schmerzerinnerungen, will sie andere Probleme der Gegenwart nicht sehen. Manchmal redet sie, als wollten die Bürger nur in «ihrer Idylle» leben. Die unausgestandene Verletzung steigert und verengt die Wahrnehmung der Besucherin in der keineswegs bruchlosen Gegenwart.

Den Bruderkrieg vor Augen

Edvardson meint, der alte, «der historische Jude» sei, «zusammen mit Gott, in Auschwitz abgeschafft» worden. «Aus der Asche erhob sich der *neue Jude* ... Er hat sowohl den Mantel der Auserwähltheit als auch die Narrenkappe der Erniedrigung abgelegt.» Sie will zum Volk der «neuen Juden» gehören. Deshalb übersiedelte sie nach dem Jom-Kippur-Krieg 1974 von Stockholm nach Jerusalem. Von ihren durchaus geteilten Erfahrungen im neuen Land der Juden berichtet der zweite Teil ihres Buches.

Das heutige Jerusalem ist «eine sehr irdische Stadt», eine Stadt voller Konflikte. Was haben orientalische Juden, die meisten fundamentalistisch, viele von ihnen Analphabeten und kinderreich, mit westlich orientierten Neusiedlern gemeinsam, die in Khakishorts herumlaufen und keine primär religiösen Wertvorstellungen vertreten? Sie selbst, als Kind katholisch getauft, jetzt willentlich jüdische Konvertitin, fühlt sich «nicht mehr beteiligt», wenn die Eiferer den Sabbat ausrufen und jeder öffentliche Verkehr stillsteht. Eine «ultraorthodoxe

¹ C. Edvardson, *Die Welt zusammenfügen*. Aus dem Schwedischen von J. Scherzer und A.-L. Kornitzky (Originaltitel: *Viska det till Vinden*. Stockholm 1988). Carl Hanser Verlag, München 1989, 144 Seiten, DM 24,80. – Leider ist die Übersetzung nicht immer flüssig.

² Vgl. die Besprechung von B. Eichmann-Leutenegger, Persephone in der Unterwelt des KZ. Cordelia Edvardsons Erinnerungen, in: *Orientierung* 50 (1986), S. 119f. (Red.)

Minderheit» verschlingt «die Freiheiten und Rechte der säkularen Mehrheit». Wer in Israel lebt, muß den religiösen Streit aushalten, den politischen bejahen. Sie gehören zum Preis und den Bedingungen des Dazugehörens. Die Bürgerin muß an der Bushaltestelle schweigen, wenn ein marokkanischer Jude mit Armeestiefeln seinem Sohn blindlings «ins Gesicht, in den Unterleib» tritt. Als die Revolte in den besetzten Gebieten ausbricht, muß sie sehen, wie israelische Soldaten junge, gefesselte palästinensische Gefangene schlagen und treten. Faschistisch? Sie stellt die Frage nicht, weil sie von der grundsätzlichen Notwehrsituation des israelischen Staates überzeugt ist. Aber sie erkennt, daß Taten des Heldentums und der Schande im Namen des israelischen Volkes begangen werden – und sie gehört zu diesem Volk. Nicht erfahren wir, ob sie als Journalistin diese Erkenntnis und den damit verbundenen Protest in der israelischen Presse mitteilen darf, will, kann. Die Kinder und Kindeskinde der Opfer sind auf ihre Weise Täter geworden. Sie hört den mörderischen Wechselgesang «Schlachtet die Juden – Vertreibt die Palästinenser». Sie notiert, daß auch die Juden ihre Sprachregelung entwickelt haben. Die Steine werfenden palästinensischen Jugendlichen werden zu «Terroristen» gestempelt. Nach deren Heimat fragen die Eroberer nicht. «Es findet ein Krieg statt, ein Bruderkrieg zwischen den Söhnen Abrahams, den Halbbrüdern Isaak und Ismael, den Söhnen Saras und Hagars.»

In Israel wohnt nicht der Friede. Recht steht gegen Recht, israelische Macht gegen palästinensische Ohnmacht. Die Autorin will denen nicht verzeihen, die brutale Gewalt gegen die Unterdrückten einsetzen. Sie sieht und glaubt, daß die Juden in Israel erst dann ganz frei werden, wenn sie dieses Land mit den Palästinensern teilen.

Cordelia Edvardson erlebt den Demjanuk-Prozeß. Der amerikanische Verteidiger, der mühelos die Treblinka-Wörter über seine Zunge gleiten läßt, beleidigt die Toten. Er «normalisiert» die Sprache der Mörder. Der ehrgeizige junge Mann «tritt als Treblinka-Tourist auf».

Wie könnte Cordelia Edvardson die Schmerzteile ihrer Biographie zusammensuchen, ohne ihrer Mutter zu gedenken. Mit ihr, der «geliebten, gehaßten», spricht sie im dritten Teil ihrer Aufzeichnungen. Oft wollte die Tochter «die Nabelschnur durchtrennen», die Mutter, die sie den Nazis ausgeliefert hat, «abtreiben». Es ist ihr nicht gelungen. Jetzt fühlt sie sich bereit, der Mutter im Haus ihres Lebens ein Zimmer einzurichten. «Ja, geliebte Mutter, so, in unserer gemeinsamen Einsamkeit, könnten wir miteinander leben, all unsere Tage.» Nach mehr als vierzigjähriger Trauer, Anklage, Streit erscheint das Licht wählender Versöhnung, jene «Barmherzigkeit», die von der Berichtenden in ihrem ersten Buch anvisiert wurde.

Literarisch erreichen diese Aufzeichnungen und Mitteilungen nicht die Dichte des Auschwitz-Berichtes. Sie berichten von den Erfahrungen und Auseinandersetzungen vierzig Jahre danach. «Die Welt zusammenfügen» möchte sie: die jetzige Welt der Deutschen verbinden mit ihrer früheren, das Land der neuen Juden mit dem Land ihrer palästinensischen «Halbbrüder», ihr eigenes Leben mit dem ihrer unglücklichen Mutter. Trauerarbeit, Versöhnungsarbeit – nicht ohne angestrenzte Erinnerung, nicht ohne Wahrnehmung, nicht ohne Streit.

Mehr als ein Denkmal für ein Zigeunermädchen

Nicht autobiographisch, sondern als betroffener Spätgeborener formte *Erich Hackl* (geb. 1954) eine Fall-Geschichte zur Erzählung. Gewissermaßen eine Heimatgeschichte, denn Hackl ist am Ort des Geschehens, in Steyr, geboren. Eine Heimatgeschichte ohne Weckung heimatlicher Gefühle, ohne Idylle, ohne folkloristischen Touch. Der Autor ist einem schmerzlichen, über Jahrzehnte verschwiegenen Fall aus der Nazizeit nachgegangen. Zu Tage treten der Mut und die Herzengüte weniger, die Gleichgültigkeit, Trägheit, Handlanger-

dienste vieler für die Maschinerie der damals öffentlichen Gewalt.

Dürrenmatt meinte in seinen *Theaterproblemen* (1955), die Welt Hitlers sei theatralisch nicht an den Großen darzustellen, weil deren Macht zu vielschichtig und unüberschaubar bleibe. Vielleicht könne man aber die Zeit an einem Kanzlisten, Polizisten, Schieber zeigen, weil ihre Gestalt überschaubar, ihre Perspektive und Abhängigkeit faßbar seien. Eben dies, Zeitgeschichte durch eine Fallgeschichte, zeigt Erich Hackl in seiner Erzählung *Abschied von Sidonie*.³ Der Erzähler denunziert die Feigen. Er zeigt seine mitleidende Sympathie mit den Opfern. Das Humanum nicht in der Gestalt der adeligen *Iphigenie* oder des großfreihheitlichen Bürgers *Wilhelm Meister*, sondern in der zeitgeschichtlich unbeachteten, ästhetisch nicht idealisierbaren Gestalt eines Proletarier-Ehepaares. Hackls Erzähler berichtet als Chronist. Seine Beschreibung löst beim Leser Bewunderung aus und Entsetzen. Sie erlaubt Einfühlung und bewirkt kritisches Erkennen, die klassische «Katharsis» und den gesellschaftlichen Horizont.

Abschied von Sidonie ist die Geschichte eines Zigeunermädchens, das 1943, zehnjährig, nach Auschwitz deportiert wurde. Wie eine Tagesnachricht aus dem «Vermischten», die als solche mehr unsere Neugier als unsere Teilnahme weckt, beginnt der Bericht:

«Am achtzehnten August 1933 entdeckte der Pförtner des Krankenhauses von Steyr ein schlafendes Kind. Neben dem Säugling, der in Lumpen gewickelt war, lag ein Stück Papier, auf dem mit ungelinker Schrift geschrieben stand: Ich heiße Sidonie Adlersburg und bin geboren auf der Straße nach Altheim. Bitte um Eltern.»

Der Pförtner schreckt kurz nach Mitternacht hoch, und der Leser mit ihm. Die Jahreszahl 1933 löst zeitgeschichtliche Assoziationen aus. In Deutschland beginnt das Hitlerreich. In Österreich nimmt die Arbeitslosigkeit zu. Hungernde Arbeiter demonstrieren. Linke Schutzbündler kämpfen gegen rechtsgerichtete Heimwehr-Leute.

Ungeachtet seiner dunklen Hautfarbe und seines erbärmlichen Aussehens nimmt das kommunistisch gesinnte Arbeiter-ehepaar Hans und Josefa Breirather das ausgesetzte Wurm von Mensch auf. Der ehrbare Arzt weigert sich, das kranke Zigeunerkind zu behandeln. Die kirchlich nicht getrauten Eheleute pflegen das Kind – ohne jede Zuflucht zu Überlegungen der Pflicht oder Nächstenliebe – «wie ihr eigenes Kind». Hans Breirather erhält als roter Schutzbündler 18 Monate Gefängnis. Seine mittellose Frau muß zwei Pflegekinder allein durchbringen. Weder Bürgermeister, noch Gemeinde, noch Kirche helfen.

Der Wind weht in Richtung «Reich». Aus roten Arbeitern werden Nationalsozialisten. In der Gemeinde beginnt der Kampf gegen «das Zigeunerwesen». Als die Zigeuner eines Tages nicht mehr da sind, nehmen es die Bewohner als «Naturgesetz» oder als Erfolg der «Zivilisation». Die Ironie des Erzählers ist unüberhörbar. Noch vor dem Einmarsch der Hitler-Truppen hat sich Rassismus ausgebreitet. Bald arbeitet die Waffenfabrik in Letten (bei Steyr) wieder. Die besseren Zeiten kommen, mit ihnen polnische Zwangsarbeiter. Sidonies Pflegevater nimmt Verbindung mit Widerständlern in Wien auf; die Pflegemutter bringt den «Polacken» Brot. – Christlichen Lesern wären Assoziationen zur «Heiligen Familie» erlaubt. Wie sähe sie aus, unidyllisch in mörderischer Zeit? Duckmäuserisch oder streitbar? – Aber die christreligiöse Perspektive fehlt in dieser Erzählung. Kirche und Pfarrer bleiben, wo sie sozial gegenwärtig werden, am real rettenden Versuch unbeteiligt. Sie erscheinen, fixiert auf Ideologismen, zur Wahrnehmung, Hilfe, Unterscheidung nicht fähig.

³ E. Hackl, *Abschied von Sidonie*. Erzählung. Diogenes Verlag, Zürich 1989; 128 Seiten, DM 24,80. – Für sein Drehbuch über die Geschichte der Sidonie Adlersburg erhielt E. Hackl den 1. Grand-Prix-Genève-Europe der Union Europäischer Fernsehanstalten. Der Film soll 1990 vom ORF produziert werden.

An Kränkung gestorben

Das Mädchen Sidonie wächst heran. Sie ist friedlich, hilfsbereit, freundlich. Sie sammelt für das Winterhilfswerk. In der Schule träumt sie sich manchmal weit fort. Nachbarkinder schimpfen sie «Zigeunerin». Nachbarn wollen «das schwarze Luder» weghaben. Sidonie aber will hier bleiben bei ihren Eltern und im Dorf, einfach dazugehören. Schon rühmt sich eine Nachbargemeinde als «judenfrei». Angst und Wahn sind in die Menschen gefahren. Der politische Kampf der Pflegeeltern um ihre Tochter Sidonie hat begonnen. Die Fürsorgerin, die Oberfürsorgerin, der Lehrer, der Bürgermeister – sie alle tragen dazu bei, daß Sidonie ihren Eltern genommen, ihrer leiblichen, an Sidonie uninteressierten Mutter nach Hopfgarten (Tirol) übergeben und mit ihr zusammen nach Auschwitz-Birkenau deportiert wird.⁴

Nach 1945 grüßt man die Breirathers wieder im Dorf. Weil er einer der wenigen entschiedenen Nazigegner war, macht man Hans Breirather vorübergehend sogar zum Bürgermeister. Die Bewohner tun, als habe es Sidonie nie gegeben. Durch lange Nachforschungen erfährt der Autor, daß Sidonie im Lager Auschwitz-Birkenau nicht an Typhus, sondern «an Kränkung» gestorben ist. Ein SS-Mann hat ihr die Puppe aus dem Arm geschlagen. Das Kind ruft nach seinen Eltern. Eines Morgens liegt es tot auf der Pritsche.

Der Chronist gibt gegen Ende das Erzählprinzip Nichteinmischung auf. Er zeigt seine Gefühle. Er möchte «seine ohn-

⁴ Einen anderen Fall «unwerten Lebens», die Abholung der kranken Valerie Doblauer zur Tötung nach Hartheim bei Linz, hat Franz Rieger in seinem Roman *Schattenschweigen oder Hartheim* (Graz-Wien-Köln 1985) dargestellt. Dort haben sich der katholische und später auch der evangelische Pfarrer vergeblich gegen die orts- und dem Bischof bekannte Tötung «geisteskranker» und rassisch ausgeschiedener Menschen empört. Siehe dazu: P. K. Kurz, *Apokalyptische Zeit*. Zur Literatur der mittleren 80er Jahre. Frankfurt 1987, S. 124ff.



Georg Baudler:
Erlösung vom Stiergott
Christliche Gotteserfahrung im Dialog mit Religionen und Mythen.
432 Seiten mit 53 Abbildungen, gebunden, ca. Fr. 46.10

Kultur- und Religionsgeschichte erscheinen in diesem Buch als ein grosser Entwicklungsweg der Menschen: Mitten in ihrem

Leben erschliesst sich die religiöse Dimension der Erfahrung – unterschiedlich akzentuiert quer durch die Kulturen und durch die Jahrtausende. Georg Baudlers faszinierendes Buch ist ein aufsehenerregender Beitrag zum notwendigen Dialog der Religionen.

Bernhard Grom:
Anthroposophie und Christentum
120 Seiten, broschiert, ca. Fr. 19.80

Eine konstruktive Auseinandersetzung zwischen christlicher und anthroposophischer Spiritualität: Sie befreit einerseits die Diskussion von vereinfachenden Klischees, stellt aber auch kritische Rückfragen, die dazu beitragen, die beiden Lebensentwürfe miteinander ins Gespräch zu bringen.

Dr. Bernhard Grom informiert sorgfältig und schafft Klarheit in bezug auf die nicht zu verwischenden Unterschiede beider Erkenntniswege.

mächtige Wut hinausschreien». Das Bekenntnis schwächt, rein episch betrachtet, den streng objektiven Berichtstil. Seine nachträglichen Erläuterungen über die obrigkeitlichen Personen und das «Wohlergehen aller» explizieren die in der Erzählung selbst enthaltene Lehre. Bemüht sich da der Autor als Lehrer um die ausdrückliche Lehre? Zuletzt berichtet er, gestützt auf seinen Gewährsmann Joschi Adlersburg, Sidonies Onkel, von einem anderen dunkelhäutigen Mädchen in der Steiermark. Margit ist heute eine Frau von 55 Jahren, «und kein Buch muß an ihr Schicksal erinnern, weil zur rechten Zeit Menschen ihrer gedachten».

Hackl ist es eindrucksvoll gelungen, einen individuellen Fall als ein Stück Zeitgeschichte zu vergegenwärtigen. Er schreibt einen bemerkenswert schmucklosen, sicheren Erzählton. Die fast objektive Schilderung vermittelt eine geradezu dramatische Teilnahme. Die alte Streitfrage, ob diese Prosa kunst-ästhetisch oder engagiert ist, stellt sich hier nicht. Politisches Interesse und ästhetische Form sind eine nahtlose Verbindung eingegangen. Ob der Leser jenen Jahren voraus-, mit- oder nachgeboren ist, Hackl appelliert an unser Gedächtnis, unsere Fähigkeit zur Wahrnehmung, an unsere Menschlichkeit, unseren Mut zu öffentlichem Verhalten.

Aus der Gesellschaft hinausgedrängt

Nicht weniger betroffen, aber weniger distanziert erzählt *Waltraud Anna Mitgutsch* (geb. 1948 in Oberösterreich) die Fallgeschichte einer Mutter mit ihrem autistischen Kind.⁵ Der Leser wird hineingesogen in eine unerhört suggestiv und mit Pathos erzählte Leidensgeschichte. Die Gestalten und Institutionen sind, laut Vorbemerkung, «frei erfunden». Die Krankheit, der Isolierungsprozeß von Mutter und Kind, das gesellschaftliche Umfeld werden mit Akribie ausgebreitet.

Marta, Anfang 30, sitzt vor dem kalten Schreibtisch einer Psychiaterin. Die promovierte Biologin ist Mutter eines vierjährigen Kindes. Jakob ist in seiner Entwicklung zurückgeblieben. Er zeigt auffällige Verhaltensstörungen. Die Therapeutin charakterisiert Marta als «gefühllos und intellektuell». Sie soll nachdenken, wie sie die Beziehung zu ihrem Kind vernachlässigt, ja zerstört habe. Von einer Mitschuld des Vaters ist nicht die Rede. Sie soll allein «Seelenarbeit» leisten.

Die Frau, aus armen Verhältnissen stammend, hat sich Reichtum ersehnt. Felix, mit dem sie seit fünf Jahren verheiratet ist, brachte ihn mit. Seine Mutter besitzt Häuser, die man den Juden abgenommen hatte. Der Mann ist auf seine Karriere fixiert. Er hat, vierzigjährig, sein Architekturbüro aufgegeben, um Jura zu studieren. Marta, von der Kaiserschnittoperation und der Mühsal des nicht gelingenden Stillens frustriert, erfährt den Mann fühllos, teilnahmslos, immer mehr als Scheusal, die Ehe als Gefängnis. Der Mann hat einen Super-Sprößling erwartet. Aber das Kind mit dem winzigen Köpfchen schreit täglich viele Stunden. Als Jakob, dreijährig, immer noch nicht richtig sprechen, gehen, essen kann, nicht mit anderen Kindern spielt, keine Kontakte mit Menschen und organisierten Dingen aufnimmt, behauptet der Vater immer noch, das Kind sei nur falsch erzogen. Beim bloßen Geräusch von Haushaltsgeräten bricht es in panisches Schreien aus. Es lauscht versunken klassischer Musik. Es träumt in sich hinein, verweigert Blickkontakt. Auch der eigenen Mutter antwortet es nicht, wie andere Kinder antworten. Es erregt sich lebensbedrohend. Es lächelt weltabgewandt. Niemand weiß, was Jakob fühlt, sieht, träumt, leidet. Nur wenn sie ihre Schuld eingestehe, sagt die Therapeutin, könne man Jakob helfen. Schließlich bekennt Marta: «Ja, ich habe versagt. Ich war eine unzufriedene, depressive Mutter, ich war nicht fähig, von meinen Bedürfnissen abzusehen und dabei glücklich zu sein.»

Jakob wird als «nicht normal» deklariert. Die Bekannten bleiben aus. Die Freunde trennen sich. Die Mutter trennt sich von

dem Mann, der seine Teilnahme verweigert. Sie muß Arbeit suchen, eine Wohnung suchen, sich ganz auf das Leben mit Jakob einstellen. «Geh weg, blöder Jakob», rufen die Kinder. Die Nachbarn blicken scheel. «Dafür zahlen wir Steuern», sagen ältere Menschen. «Wo ist denn der ausgekommen», fragt ein junger Bursche. «Den haben sie vergessen zu vergessen, lachte ein anderer laut.» Immer wieder Empörungen, Hinweise auf das «unwerte Leben». Die Mutter wird von Alpträumen verfolgt, sie müsse «das Kind von einem Transport in den Tod retten». Mutter und Sohn werden in der Siedlung an den Rand gedrängt, vom Leben der anderen ausgeschlossen.

Marta hatte begonnen, «sich ganz in Jakobs Welt zu begeben. Wenn er nicht in ihre Welt hineinflinden konnten, mußte sie versuchen, die seine zu verstehen.» Sie begreift, «nicht an Liebe fehlt es ihm, sondern an Ausdruck der Liebe». Sie entscheidet sich, gegen die «Gewalt» der Menschen, für das sanfte Kind zu kämpfen. Das Kind wird zum Filter, durch das sie die Welt erlebt. Es verändert ihre Sehweise. Es sensibilisiert ihre Wahrnehmung. Manchmal wünschte sie einen väterlichen, starken Mann. Die Menschen, die einem Hund mehr Nachsicht schenken als einem kranken Kind, waren ihr «zu furchterregenden Rätseln geworden».

Die Decke der Humanität ist dünn

Das Kind ist vertrauensselig, unschuldig, fröhlich, wenn es nicht von Ängsten gequält wird. Es beansprucht keinen Besitz. Es hat lesen und schreiben gelernt. Aber Zusammenhänge kann es nicht erfassen. Warum- und Wozu-Fragen versteht es nicht. Auch zwölfjährig kann sich Jakob anderen gegenüber nicht richtig äußern, mitteilen, geschweige denn Stellung nehmen. Er entwickelt überhaupt keine Fähigkeit, sich zu verteidigen. Wenn Jakob zeichnete, war er ein Künstler. Er liebte Nuancen. Aber «die Welt zerfiel ihm in Einzelheiten, beziehungslos, gleichzeitig und überwältigend nah. Und unter dem Ansturm einer unentwegt in Fragmente zerfallenden Wirklichkeit sammelte er seine Abwehr» mit einer Wildheit aus verzweifelnder Angst.

Es ist nicht das Kind, das die Frau schmerzt, «es ist die Gesellschaft, in der es keinen Platz für ihn gibt, es sind die anderen». Anders als in den vitalistischen Frühgeschichten der Bibel erscheint Jakob als eine Art *Abel*, die ganze Mitwelt als *Kain*. Im Reihenhause am Stadtrand erleben Marta und ihr Sohn nach Jahren intensiven Zusammenlebens Augenblicke des Glücks im Bewußtsein gegenseitiger Liebe. Da steigert sich die Feindschaft der Nachbarn, der Erwachsenen und Jugendlichen zu körperlichem und psychischem Terror. Marta und Jakob fürchten um ihr Leben. Sie werden aus dem Haus, das sie zum erstenmal als Heimat erleben, von den Tüchtigen vertrieben. Die Stärkeren erkennen die Schwachen, die «Gesunden» die Kranken. Die «Normalen» dulden nur ihresgleichen. Nicht der altbiblische, sondern der darwinistische *Kain* trachtet seinem schwächeren Bruder nach dem Leben.

Waltraud Anna Mitgutsch hat eine eindringliche Schilderung der sozialen Ausgrenzung geschrieben. Mit der Schmerzgeschichte von Mutter und Sohn zeigt sie einen erregenden Prozeß der Sensibilisierung an der Grenze des Daseins. – Literarisch betrachtet, konnte sich die Autorin leider nicht klar entscheiden zwischen einer subjektiven und einer distanzierenden Perspektive, zwischen einer Leidensgeschichte der Betroffenen und einer Beurteilung der Teilnahmslosen, der Heuchler, der Täter. In prägnanten Berichten und einfühlsam erlebte Rede mischt sich ein merkwürdig begriffliches, klišeehaftes, sogar floskelhaftes Sprechen, das nur selten ironisch angezeigt wird. Die Therapeuten sind insgesamt dumpfe Figuren mit Begriffen im Hirn und Stoppuhr in der Hand. Es entsteht eine holzschnittartige Zweifrontenwelt: auf der einen Seite die Guten = die Leidenden und Kranken; auf der anderen die Bösen = die Gesunden. Sie reichen von den vitalen

⁵ Waltraud Anna Mitgutsch., *Ausgrenzung*. Roman. Luchterhand Literaturverlag, Darmstadt 1989, 280 Seiten, DM 32.–.

Kindern über die arbeitenden und um ihre Freizeit besorgten Menschen bis zu den Alten, die nicht mehr die Kraft haben, sich stören zu lassen oder sich zu verändern. Die Erzählerin sieht scharfäugig die Nöte und das Recht der Kranken, nicht aber die Nöte, die Behauptungs-, Überlebens-, Erfolgswänge der Gesunden. Wenn die um Teilnahme werbende Erzählerin auftrumpft: «Sie wußte längst schon mehr, als sie in allen Fachbüchern zusammengelesen, von allen Fachleuten erfragt hatte», provoziert sie Ablehnung. Der über weite Passagen eindringliche Text bedarf solcher Behauptungen nicht. Das Begriffswort «Autismus», das schon auf der ersten Seite fällt, mindert nicht nur die Spannung, sondern fixiert die Erwartung

des Lesers. Das sind literarische Einwände. Dennoch überträgt sich die lebensstörende soziale Stigmatisierung durch ganz «normale» Menschen mit Schrecken. Die Darstellung der umfassenden, die Frau verändernden, Sensibilisierung sucht ihresgleichen in der zeitgenössischen Literatur.

Das Kind Cordelia, das Kind Sidonie, das Kind Jakob. Von der Deportation des Judenkindes über die Aussonderung des Zigeunerkindes bis zur «Ausgrenzung» des kranken Kindes sind es bei den «Normalen» Stufen der Anpassung, der Selbstbehauptung, der Deklaration von Ordnung, zuletzt Stufen der Gewalt. Die Decke der Humanität ist dünn.

Paul Konrad Kurz, Gauting bei München

Gegenverkehr auf der Einbahnstraße

Dritte Welt in der Tagesschau – Ungleichgewicht in der Kommunikation Nord-Süd

Die folgenden Ausführungen wurden vor einem Jahr, am 18.10.1988, als Referat im Romero-Haus Luzern vorgetragen. Der Verfasser, Dr. Eugen Fehr, sprach mitten aus seiner Erfahrung als Auslandchef der Tagesschau beim Fernsehen DRS. Am vergangenen 2. Mai ist er auf einer Wanderung im Tessin tödlich verunglückt, ein Schlag nicht nur für seine Familie, sondern auch für viele Freunde und Kollegen. Meine eigenen Kontakte zu ihm gehen ins Jahr 1964 zurück, als er in die Redaktion der «Neuen Zürcher Nachrichten» eintrat und neben Heinz Löhner (Kirche/Kultur) und Hugo Wild (Ausland) öfters mit meinen Konzilsberichten befaßt war. Bald einmal – vor allem zur Zeit des Vietnam- und Sechstagekrieges – zeigte sich sein furchtloses Engagement für die Dritte Welt, das nicht ohne Echo aber auch nicht ohne Widerspruch und Schmah blieb: Die Tage des NZN-Teams der 60er und beginnenden 70er Jahre waren gezählt. Die fundierten Kenntnisse aber, die Eugen Fehr sich über den bei den Bethlehem-Missionaren von Immensee gewonnenen Hintergrund hinaus vor allem bei der Erarbeitung seiner staatsrechtlichen Dissertation über Westafrika¹ erworben hatte, kamen ihm auch als Auslandredaktor beim Fernsehen zustatten. Und was ihn weiterhin bewegte, wo er seine inneren Schwerpunkte hatte, zeigte sich, als er unter den Stichworten «Menschenrechte» (1979) und «Die Armen» (1980) das Missionsjahrbuch der Schweiz als (freizeitlicher) Chefredakteur betreute und sich im gleichen Team auch noch für das Aufregung stiftende Thema «Frieden» (1981) einsetzte. Welch beständigen Kampf er aber inmitten seiner Berufsarbeit und der herrschenden westlichen Einbahn-Praxis zugunsten einer ein klein wenig authentischeren Dritt-Welt-Information führen mußte, ist mir erst bei der Lektüre seines Luzerner Referats aufgegangen. Er wehrte sich dort übrigens, als «Augenzeuge des Weltgeschehens» tituliert zu werden und formulierte sein Thema in Frageform: «Tagesschau und Dritte Welt – nur Skandale und Umstürze – oder doch etwas mehr?»²

Das Problem, wie es Eugen Fehr im folgenden anspricht, gehört in den weiteren Fragenkomplex einer gerechteren Weltinformationsordnung, der seinerzeit von der UNESCO aufgegriffen und 1980 im sogenannten MacBride-Report³ zu Händen der Generalversammlung in Belgrad und der Weltöffentlichkeit dargestellt wurde. Das Ungleichgewicht der Kommunikationsflüsse von Nord nach Süd und umgekehrt wird gerade im Nachrichtenwesen über das Tagesgeschehen deutlich. Wenn es hier aus der Sicht eines erfahrenen und aufrichtig

bemühten Fernsehjournalisten einmal mehr moniert wird, so dürfte die Lektüre ein Doppeltes bringen: erstens den für jeden Tagesschau-Konsumenten interessanten und notwendigen Einblick, «wie es da zugeht», zweitens das Beispiel eines Menschen, der in seinem Engagement trotz beständiger Sisyphuserfahrung zum Schluß kommt: «Man muß immer wieder versuchen, etwas zu machen.»

L. K.

UM ES GLEICH vorwegzunehmen: Mein Thema «Tagesschau und Dritte Welt» führt unweigerlich zu einer gewissen Ernüchterung und Desillusionierung. Wollen wir uns nichts vormachen und der Wahrheit auf den Grund gehen, müssen wir zunächst einigen allgemeinen Tatsachen ins Auge sehen.

Das Fernsehen und innerhalb des Fernsehens vor allem die Nachrichtensendungen, heißen sie nun «Tagesschau», «Heute» oder «Zeit im Bild», erwecken den Eindruck, aus erster Hand über das Geschehen in der ganzen Welt zu berichten. Dieser Eindruck täuscht. Es gilt sehr, sehr kritisch zu sein und sich Rechenschaft zu geben über die Quellenlage, die Verarbeitung der Nachrichten, die Film-Aufnahmemöglichkeiten, die Finanzen, die Zensur und Hindernisse aller Art. All dies wird im folgenden zur Sprache kommen. Zuvor aber könnte vielleicht noch ein Wort zum Wesen der Nachricht nützlich sein.

Nachrichten im journalistischen Sinne sind immer Mitteilung von etwas Neuem, etwas Besonderem, etwas Außergewöhnlichem. So ist es zum Beispiel *keine* Nachricht, daß täglich überall in der ganzen Welt viele Hunderte von Flugzeugen unfallfrei starten und landen: Es ist aber eine Nachricht, wenn ein Flugzeug einmal abstürzt. In den Journalismus-Lehrbüchern wird dies seit langem auf die prägnante Formulierung gebracht: «Hund beißt Mann» ist keine Nachricht, «Mann beißt Hund» dagegen schon.

Dies muß als Gegebenheit betrachtet werden, wenn man die Medienberichte vor allem über die Dritte Welt ansieht: Aufgabe der Nachrichtensendungen ist es, Neues, Ungewöhnliches zu berichten, nicht aber, ein Gesamt-Weltbild zu vermitteln. Es trifft daher zu, daß in den Nachrichten-Sendungen fast nur Skandale, Staatsstrieche; Kriege, Bombenanschläge, Guerilla-Kämpfe, Flüchtlingsströme, politische Morde, Hungersnöte usw. vorkommen. Das heißt nicht, daß es in der Dritten Welt nichts anderes gibt; denn es wird kein Weltbild vermittelt, kein Urteil über eine Gesamtsituation abgegeben, kein Zustand geschildert. Für viele Freunde der Dritten Welt ist dies gewiß bitter, und es ist zuzugeben, daß mit solchen Nachrichten die Meinung bestätigt wird, es sei in der Dritten Welt nicht allzuviel los, man könne dort nicht allzuviel zutrauen, es herrsche dort Unfähigkeit, Faulheit, Minderwertigkeit und Korruption vor. Die Korrektur dieses Bildes

¹ Demokratische Staatsformen in Westafrika (Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Bd. 23), Zürich 1965, 501 S.

² So der Titel des Referats in der von O. Eckert und J. Rechsteiner redigierten ersten Niederschrift in: Romero-Haus-Protokolle Nr. 14. Titel und Zwischentitel in der folgenden, leicht gekürzten Wiedergabe stammen von uns.

³ Sean MacBride, Many Voices – One World, London–New York–Paris (Unesco) 1980. Dt: Viele Stimmen – eine Welt, Konstanz 1981.

läßt sich aber nicht von den Nachrichten erwarten, sie müßte von andern Quellen her kommen. Die Nachrichten berichten nicht darüber, daß z.B. in Dutzenden von afrikanischen Staaten zahllose Stämme friedlich miteinander leben, sie berichten nur davon, daß in Burundi sich Hutus und Tutsi gegenseitig niedermetzeln.

Dies vorausgesetzt und anerkannt, werden wir nicht der Mühe enthoben, die Quellenlage kritisch unter die Lupe zu nehmen, d.h. genauer hinzusehen, woher die Nachrichten kommen und wie die Bilder entstehen.

Informationsmacht und Wirtschaftsmacht

Angesichts dieser Frage kommen wir nicht an der bekannten Feststellung vorbei, daß 90–95 Prozent aller Weltnachrichten durch die großen amerikanischen und europäischen Agenturen UPI, AP, AFP und Reuter abgedeckt, produziert und verteilt werden. Die Dritte Welt, die immerhin zwei Drittel der Menschheit ausmacht, kommt nur auf bescheidene 2 Prozent – so haben dies mindestens befugte Statistiker und Medienkenner ausgerechnet. Meine eigenen Eindrücke stimmen damit absolut überein.

Zeichnet man auf einer Weltkarte die Informationsströme ein, so ergeben sich ganz dicke Striche zwischen den europäischen Ländern und USA, ziemlich dicke Striche zwischen West- und Osteuropa, zwischen Europa-USA und Japan, aber schon wesentlich dünnere Striche etwa zwischen Europa und den arabischen Staaten oder Europa und Brasilien und Argentinien. Zu allen wirklichen Entwicklungsländern gibt es nur sehr dünne, kaum mehr sichtbare Linien. Es wären ziemlich genau dieselben Nachrichtenströme, wie es Verkehrsströme gibt mit Flugzeug, Schiff, mit Kapital, mit Gütern.

Das belegt die grundlegende Tatsache, daß wirtschaftliche Macht ganz eng mit Informationsmacht verbunden ist und auch vielfach auf Informationsmacht beruht. Geschichtlich gab es zum Beispiel in der wirtschaftlichen Entwicklung einen ganz wesentlichen Ruck nach vorwärts, als die Börsen von Paris und London telegrafisch miteinander verbunden wurden, und einen noch größeren Sprung nach vorwärts gab es, als die Börsen von London und New York direkt miteinander verkehren konnten.

Heute, wo die Informationsflüsse fast total und die Börsenkurse in der industrialisierten Welt fast an jedem Punkt elektronisch abrufbar sind, sofern man sich nur die entsprechenden Linien und Installationen leisten kann, ist es schwer, sich von der wirtschaftlichen Bedeutung des Informationsflusses zu überzeugen. Aber zum Beispiel der Börsenkrach am 19. Oktober 1987 hat gezeigt, wie wichtig für eine wirtschaftliche Macht rasche Informationen sind und wie rasch die wirtschaftlich Mächtigen auf Informationen reagieren. Die Folgen waren allen sichtbar. Oder auch z.B. die Sache mit den Insider-Geschäften zeigt, wie Information eine Macht sein kann, und zwar eine solche Macht, daß man sie sogar unter Strafe stellen muß, sollte man sie mißbrauchen. Information hilft, daß man überleben, daß man etwas aufbauen kann. Ohne Information kann man das oft nicht. In der Dritten Welt hat man gewöhnlich keine Information; wir haben sie, und das macht schon einen wesentlichen Unterschied.

Wo und wie entstehen die Bildberichte?

Kommen wir von diesem wirtschaftlichen Exkurs zurück zu unserem eigentlichen Thema: Nicht nur stammen fast alle Nachrichten aus der industrialisierten Welt, auch die Nachrichten aus der Dritten Welt werden von Leuten gemacht, die aus der industrialisierten Welt in die Dritte Welt gehen. In Südamerika allerdings, zum Teil auch immer mehr in einigen arabischen Staaten, sind einheimische Leute Bürochefs der lokalen Niederlassungen der Weltnachrichtenagenturen. Meist aber werden Leute aus der Zentrale, sei diese nun in

Paris wie bei der AFP, in London wie bei Reuter oder in den USA wie bei AP und UPI, in die Entwicklungsländer gesandt, um von dort Nachrichten aus ihrer Sicht über die Dritte Welt zu liefern. Kommt dazu, daß praktisch alle diese Leute meistens in den Hauptstädten angesiedelt sind und aus der Hauptstadt-Perspektive berichten. Das bringt auch innerhalb des Entwicklungslandes eine gewisse Abkapselung mit sich, eine Nachricht entsteht innerhalb eines gewissen Isolationsrahmens und muß diesen durchlaufen.

Bei den Fernsehbildern, bei den Fernsehberichten ist es sehr ähnlich. Das Übergewicht der Industrieländer und der Produktion von Medienschaffenden aus den Industrieländern ist fast noch größer. So erfolgt bei uns in Europa der tägliche Fernseh-Film-Austausch durch die *Eurovision*, das ist ein Zusammenschluß aller westeuropäischen öffentlich-rechtlichen Fernsehstationen. Angeschlossen sind Jugoslawien, Israel und die Maghreb-Staaten Algerien, Libyen, Tunis und Marokko.

Innerhalb dieses Eurovisions-Netzes ist der Bild- und Nachrichtenfluß frei: Jeder Bericht, der von einer Station produziert wird, steht auch jeder anderen Eurovisionsstation kostenlos zur Verfügung, falls sie sich dafür interessiert. Das ist das Prinzip. Praktisch läuft dies dann so, daß ein Koordinator, der alle acht Tage von Fernsehstation zu Fernsehstation wechselt, den Austausch der Bilder leitet und organisiert. Für die erste Bildübermittlung um 12 Uhr mittags kann er die Auswahl frei treffen, für die späteren Übermittlungen um 17 Uhr, 19 Uhr und 21 Uhr muß er sich auf eine Schaltkonferenz der Eurovisionsstaaten abstützen: Dort braucht es drei, seit neuestem sogar fünf Stationen, die sich für einen Film interessieren, damit er in den allgemeinen Austausch hineinkommt. Wenn es nicht so viele Stationen sind, müßte man den Film unilateral direkt am Ort bestellen, wo er produziert worden ist, und das ist wesentlich teurer und wird meistens nicht gemacht. Durch diesen Mechanismus bleiben schon viele Berichte, gerade über die Dritte Welt, auf der Strecke, weil das Interesse der Fernsehstationen in Europa zuwenig groß ist.

Wichtiger aber ist die Frage, welche Berichte zur Verfügung stehen. Woher erhalten wir die Berichte über die Dritte Welt?

Der *Eurovision* angeschlossen ist – wenn man geographisch schaut – vom Osten her die *Asia-Vision*, eine ähnliche Organisation für die asiatischen Länder, wie sie die *Eurovision* für Europa ist: Dort sind die wichtigsten asiatischen Länder zusammengeschlossen. Sie haben auch jeden Tag einen Filmaustausch. Die Zentrale ist in Kuala Lumpur, Malaysia. Die Berichte, die innerhalb der *Asia-Vision* überspielt werden, stehen auch der *Eurovision* zur Verfügung. Dazu findet jeden Vormittag eine Satelliten-Übertragung aus Kuala Lumpur statt, die meist in Paris aufgezeichnet und von dort ins Eurovisionsnetz eingespielt wird. Diese *Asia-Vision* ist eine der erfreulichsten Entwicklungen der letzten Jahre. Heute ist es so, daß im Durchschnitt fast jeden Tag ein Filmbericht über ein asiatisches Geschehen von der *Eurovision* übernommen wird. Allerdings sind die Bilder qualitativ zum Teil noch recht schlecht, und vor allem ist es den Fernsehstationen in vielen Ländern nicht möglich, frei Berichte zu machen – denken wir nur an Indonesien, an Sri Lanka, aber auch an Indien und an Pakistan.

Weiter westlich gibt es dann die ASBU, den Zusammenschluß der arabischen Fernsehstationen, die ihre Zentrale in Amman in Jordanien haben. Diese ASBU sollte eigentlich genau gleich funktionieren wie die *Asia-Vision*, aber obwohl sich die arabischen Staaten mit dem vielen Ölgeld die qualitativ teuersten und modernsten TV-Einrichtungen geleistet haben, funktioniert dieser Austausch praktisch überhaupt nicht. In den arabischen Staaten wird kaum je aktuelles Geschehen gefilmt, und wenn, dann beschränkt sich das auf Reden von Politikern und auf Konferenzen. Das tägliche Leben, das tägliche Geschehen wird nicht gefilmt. Daran rührt man nicht. Während des Golfkrieges zum Beispiel waren die amerikanischen TV-Stationen mit großem Aufwand in den Randländern des Persischen Golfes aufgefahren und versuchten, das politische Alltagsleben in den Golfstaaten einzufangen; es ist ihnen nicht gelungen, we-

der in Kuwait noch in den Emiraten, das ist tabu, das ist verboten, das darf man dort nicht filmen. Dasselbe galt natürlich auch für die Kriegsstaaten Iran und Irak.

Etwas besser funktioniert der Austausch mit den Maghreb-Staaten, wobei natürlich von Land zu Land verschieden ist, was angeboten wird: Libyen schickt praktisch nur Reden und Veranstaltungen zugunsten von Ghadafi. Tunesien ist nach dem langen Bourgiba-Regime noch zu wenig demokratisiert, um etwas Seriöses zu liefern. Algerien, wo die großen Unruhen stattfanden, war zuvor ein sehr offener Lieferant von Fernsehberichten. Kaum waren die Unruhen ausgebrochen, war genau das Gegenteil der Fall.

Überhaupt keinen Austausch gibt es mit den *afrikanischen* Staaten. Das ganze Schwarz-Afrika ist durch die koloniale Vergangenheit geprägt. Dort sind die Verbindungen zwischen den einzelnen Ländern so schlecht, die Fernsehnormen zwischen den ehemals französischen und den ehemals britischen Staaten so verschieden (zum Teil auch durch amerikanischen und japanischen Einfluß), daß noch kein interregionaler Austausch zustande gekommen ist. Alles, was aus Afrika überspielt wird, stammt von amerikanischen und europäischen Equipen in den jeweiligen Ländern.

Ähnliches gilt für *Südamerika*. Auch dort gibt es zwar einen interregionalen Zusammenschluß der Fernsehstationen – die SIN (Sindicato internacional de noticias) –, wegen der Zeitverschiebung sind die dortigen Berichte aber erst am Abend zu erhalten, und dann sinkt das Eurovisions-Interesse rapid ab. Die Kontakte laufen über Madrid, doch wird so wenig angeboten, daß praktisch die ganze Sache eingeschlafen ist.

Schließlich gibt es noch eine weitere Quelle für Berichte aus Entwicklungsländern: die sogenannte *Intervision*, das ist der Zusammenschluß der *osteuropäischen* Fernsehstationen, die von Prag aus koordiniert werden und auch jeden Tag eine Konferenz abhalten und ihr Angebot der Eurovision offerieren. Sie schicken Berichte auch über Afghanistan und Kuba, die der Intervision angeschlossen sind. Über Intervision erreichen uns z.T. auch Berichte aus Äthiopien und Angola, aber relativ selten.

Das Übergewicht der US-Agenturen

Fazit der ganzen Lage: 80–90% aller Filmberichte aus der Dritten Welt, die wir erhalten, stammen nicht aus Quellen der Dritten Welt, sondern von den großen amerikanischen Fernseh-Agenturen und Fernseh-Netzen, die mit der britischen Fernseh-Agentur Visnews und der BBC zusammenarbeiten. Zu tun haben wir also mit

- der großen amerikanischen Fernsehstation CBS, die über ein weltweites Korrespondentennetz verfügt und ihre Filme nach Europa verkauft;
- der britischen Fernseh-Agentur *Visnews*, die mit der amerikanischen Fernsehkette ABC und mit der britischen BBC zusammenarbeitet;
- der Fernsehagentur WTN – World Television News – der alten UPI, die mit der britischen Fernsehstation ITN und der amerikanischen NBC zusammenarbeitet;
- der relativ neuen amerikanischen Fernsehkette CNN von Ted Turner, die ständig wächst und in den USA 24 Stunden Nachrichten sendet und sich immer mehr nach Europa ausdehnt.

Die Folge davon ist, daß jeden Tag etwa $\frac{3}{4}$ der Filmangebote, die in der Eurovision hereinkommen, von diesen amerikanisch-britischen Agenturen stammen. Wir kleinen europäischen Länder sind darauf angewiesen, diese Berichte zu übernehmen. Und wenn immer irgendwo etwas geschieht, lautet die erste Frage: Haben die Agenturen etwas, erwarten sie etwas?

► Ein Beispiel, welche großen Mittel eingesetzt werden, erlebte ich in Kairo zur Zeit, als die *Achille Lauro* entführt wurde. Dort zeigte es sich, daß die großen US-Stationen jahrelang sogenannte «schlafende Leute» unterhalten haben, die nichts zu tun hatten, nur für den Ernstfall bereit sein mußten. Und

die Achille Lauro war der Ernstfall. So gelang es dem amerikanischen Pool, innerhalb weniger Stunden eine direkte Leitung von Port Said, wo die Achille Lauro weit draußen vor Anker lag und wo alle wichtigen Verhandlungen liefen, nach Kairo und von Kairo aus über Satelliten direkt in die USA zu legen. Und die ganze Welt mußte diese Bilder übernehmen.

► Ein anderes Beispiel ist *Afghanistan*. Als die russischen Truppen 1979 einmarschierten, haben alle drei amerikanischen Fernsehstationen, solange es am Anfang noch funktionierte, je zwei Fernsehequipen zu je acht Mann nach Kabul gesandt, um zu filmen; also im gesamten waren es sechs Equipen zu je acht Mann. Dazu waren von jeder Fernsehstation zusätzlich zwei Kuriere ständig unterwegs zwischen Kabul und New Delhi, um dieses Material möglichst schnell zu veröffentlichen. Alle anderen Länder, auch die großen europäischen Länder wie England oder Deutschland, haben je eine Equipe hereingebracht mit drei Mann (ein Kameramann, ein Tonmann und ein Reporter), und um ihr Material herauszubringen, mußten sie irgendwo auf dem Flughafen stunden- oder gar tagelang anstehen, bis ein Diplomat kam, nach Delhi flog und das Material mitnahm. Mit ihrer Riesenorganisation sind die Amerikaner einfach zwei bis drei Tage schneller mit Filmen über das gleiche Geschehen als alle anderen. Und so mußte die gesamte Welt das Filmmaterial von den Amerikanern übernehmen. Dabei gab es, vor allem am Anfang, einige Ereignisse, wo man nachweisen konnte, daß die Amerikaner manipulierten. Dahinter stand der Zwang, daß – wenn sie schon so große Mittel einsetzen – jeden Tag eine Story für ihre Nachrichtensendungen herauskommt. Und wenn nichts passiert, so muß diese Story einfach gemacht werden... Da wurde zum Teil von den Amerikanern provoziert in einer Art, die nach dem journalistischen Berufsethos eigentlich nicht passieren sollte.

Drittweltbilder haben meistens Verspätung

Ein Hindernis für tagesaktuelle Berichte aus der Dritten Welt ist die Tatsache, daß die Entfernungen relativ groß und die Verkehrsverhältnisse schlecht sind. Die Verbindungen sind nicht immer in einem Tag herzustellen; oft dauert es einen bis zwei Tage, bis die Berichte in Europa verfügbar sind, weil sie aus entlegenen Orten zuerst mit allen möglichen Verkehrsmitteln auf den nächsten größeren Flughafen oder zur nächsten Satelliten-Bodenstation gebracht werden müssen. Und häufig ist den europäischen Stationen ein Satellit zu teuer, also nimmt man einen möglichen Bericht nicht und sagt, die Leute sollten ihn mit dem Flugzeug schicken. Das hat zur Folge, daß die Berichte allenfalls zwei bis drei Tage verspätet sind; ist aber das Geschehen veraltet, fallen die Berichte sehr oft ganz unter den Tisch.

Was können wir, die Redaktion einer mittleren Tagesschau in Zürich, konkret in dieser Situation tun? Wir sind uns – überspitzt formuliert – bewußt, daß die schriftlichen Nachrichten aus der Dritten Welt über die Telexagenturen, in der großen Mehrheit europäisch oder amerikanisch, nur aus den Hauptstädten stammen, daß sie entsprechend gefärbt sind und daß Bildmaterial entweder gar nicht oder dann auch nur aus amerikanischen oder europäischen Quellen und oft zu spät und völlig ungenügend vorhanden ist. Wir sind uns auch bewußt, daß Nachrichten nur dann Nachrichten sind, wenn etwas Außergewöhnliches passiert (im Sinne von: «Mann beißt Hund»). Trotzdem sind wir verpflichtet, eine möglichst objektive Berichterstattung aus der Dritten Welt zu machen.

Ich muß gestehen, allzu angenehm ist diese Arbeit nicht. Ich habe sehr oft den Eindruck, ich müsse mit einem (notorisch schwerfälligen) alten Militärvelo die Tour de Suisse gewinnen oder mit einem Döschwo einen Formel-1-Rennwagen überholen. Überall sind Unzulänglichkeiten zu spüren. Man kann einfach nicht das machen, was man machen müßte, man hat das nicht in der Hand.

Ein Mittel, um diesem Mißstand auszuweichen, ist der Rückgriff aufs Archiv. Wenn irgendwo in einem Land etwas Wichtiges passiert, worüber zu berichten ist, kann einer ins Archiv gehen, das relativ groß ist; er kann Bildmaterial suchen und den Zuschauern damit sagen, wie das Land aussieht. Dies war beispielsweise bei *Burma* der Fall, als dort (im 1988) die großen Unruhen und die großen Umbesetzungen stattfanden. Da wurden von Burma überhaupt keine aktuellen Fernsehbilder herausgegeben. Also ging man ins Archiv und hat Bilder gesucht. Es hat ein paar wenige gegeben, aber ohne Zusammenhang mit dem aktuellen Geschehen – irgendwelche schöne Pagoden und Landschaften –, doch keine über die Wirtschaftslage und zur sozialen Misere rein gar nichts. Das kann man *einmal* bringen, solche Archivbilder, aber nicht jeden Tag. Bis die ersten Filme aus Burma herauskamen – es waren Amateurfilme von japanischen Touristen – vergingen Tage, bei uns kamen sie dann mit drei weiteren Tagen Verspätung an.

Zur Informationsverbesserung gibt es auch das Telefon, das heute praktisch auf der ganzen Welt mit wenigen Ausnahmen einwandfrei funktioniert. Doch das Telefon ist eigentlich ein Wortmittel, hat wenig mit Bild zu tun. Also haben wir es beim Fernsehen nicht allzu gern, es ist eine Nothilfe.

Eine Möglichkeit, um das ganze Bild aus der Dritten Welt doch etwas anzureichern, sind eigene Korrespondenten und eigene Filmreportagen. Aber auch hier sind enge Grenzen gesetzt und viele Hindernisse zu überwinden.

Das Deutschschweizer Fernsehen hat bisher keinen einzigen vollamtlichen Auslandskorrespondenten, im Gegensatz zum Radio oder zu den großen Zeitungen. Immerhin sind unlängst Weichen gestellt worden, daß ab 1989 mindestens drei Teilzeit-Korrespondenten zu je einem Drittel fest für uns arbeiten. Aber diese drei sitzen in Bonn, Paris und London. Die gesamte Dritte Welt ist auch in der langfristigen Planung nicht als Korrespondentenplatz in Sicht. Das Schweizer Fernsehen unterscheidet sich darin wesentlich von den TV-Stationen unserer Nachbarländer: So hat das ZDF zum Beispiel 27 Auslandskorrespondenten, die ARD hat 25, und auch das ORF, das ungefähr in der Größe mit der Schweiz zu vergleichen ist, hat 6.

Wo läßt sich frei filmen?

Als Ausweg bleibt uns, von Zeit zu Zeit mittels eigener Reportagen eigenes Material hereinzuholen. Aber auch hier ist der Rahmen sehr eng. Wir haben in der Tagesschau DRS für Auslandsreportagen ungefähr gleich viele Mittel zur Verfügung, wie das ORF allein für den Korrespondentenposten in Washington ausgibt. Der Hauptteil dieser Reportage-Mittel wird aber für Berichte aus Industrieländern ausgegeben, z.B. für Wahlen in den USA, politische Vorgänge in Westeuropa, Gipfelbegegnungen, wichtige EG- oder Nato-Tagungen, Reisen von Schweizer Bundesräten ins Ausland... Die Entwicklungsländer sind weit weg, die Entsendung von Reportageequipen dorthin teuer, und darum sind die Reportagen aus der Dritten Welt relativ selten.

Diplom-Theologe/Diplom-Pädagoge

verheiratet, 3 Kinder, mit

- Erfahrungen in Schule und Erwachsenenbildung
- Grundkurs Gesprächsführung
- fester Anstellung in Lehreraus- und -fortbildung

sucht aus familiären Gründen Tätigkeit in

Schule, Erwachsenenbildung, Verlag, Kategorialer Seelsorge u. ä. im deutschen oder schweizerischen Bodenseegebiet bzw. in Basel oder Südbaden.

Angebote unter Chiffre 8901 an Inseratenannahme ORIENTIERUNG, Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich.

Aber es gibt sie dennoch. Allerdings müssen wir uns darauf beschränken, die großen Entwicklungen mit beispielhaftem und weltpolitischem Charakter zu verfolgen, also zum Beispiel die Demokratisierung auf den Philippinen, die Ereignisse in Haiti, das Geschehen in Chile, die Entwicklung in Mittelamerika rund um Nicaragua, die Vorgänge in Südafrika (Apartheid, Notstand und Zensur etc.) oder auch in Sri Lanka und in Afghanistan. Das waren Schwerpunkte, die wir uns gesetzt haben. Aber sehr oft scheinen die Schwierigkeiten bei Reportagen in der Dritten Welt größer zu sein als die Erfolgsaussichten. Dazu einige Beispiele:

▷ Wenn ich jetzt in *Indien* eine aktuelle, politische Reportage machen möchte, müßte ich ein Papier unterschreiben und mich darin verpflichten, daß ich alles zuerst anfrage, eine Liste aufstelle mit der Anfrage ans Außenministerium, das und das möchte ich filmen. Dann erhalte ich Bescheid, was ich darf und was nicht. Dann muß ich einen indischen Begleiter während der ganzen Drehzeit akzeptieren und mich seinen Anordnungen unterstellen. Zudem muß ich mich verpflichten, den fertig geschnittenen Film mitsamt dem Text zwei Tage vor der Ausstrahlung dem Botschafter in Bern vorzuführen.

In einer Diskussion über die Unmöglichkeit solcher Arbeitsbedingungen sagte einmal der indische Botschafter in der Schweiz: «Wir Inder haben auf der internationalen Medienszene, in der internationalen Nachrichtenwelt wenig Macht. Aber wir haben die Macht, darüber zu bestimmen, was über unser Land gefilmt wird, und diese Macht wollen wir ausüben.» Im Einzelfall sind zwar oft Kompromisse möglich, aber am Prinzip der Zensur wird eisern festgehalten.

▷ Ein amüsantes Beispiel: Zur Zeit des Krieges in Afghanistan versuchten wir, mit Hilfe der Mudschaheddin mit einer Equipe ins Land zu kommen. Es war eine relativ einfache Sache, die Mudschaheddin waren sehr gut organisiert; sie hatten in Paris ein Büro, das fast so gut organisiert war wie ein Reisebüro. Man konnte dort eintreten und sagen, daß man gerne filmen würde, und dies wurde ohne weiteres bewilligt. Wir stellten eine Equipe zusammen, ein Reporter, eine Kameraequipe mit Tonmann. Die Leute trainierten vorher etwas bergsteigen, sie mußten drei Tage zu Fuß marschieren. Die Kameraausrüstung luden sie auf einen Maulesel. Nach drei Tagen, bevor nur ein Bild gedreht war, stürzte der Maulesel, der die Kamera trug, in eine Schlucht! Die Kamera war kaputt, der Maulesel tot. Die Leute mußten zurück, ohne irgendeinen Film aufgenommen zu haben. Das war nicht Zensur, sondern einfach Pech!

Eines der freiesten Länder der Welt zum Filmen – nach meiner Erfahrung und der Erfahrung vieler meiner Kollegen – ist heutzutage *Nicaragua*. Trotz allem Schlechten, das über *Nicaragua* erzählt wird: ist man dort, kann man absolut alles frei filmen, bis zur Armee, alles, was man will. Kaum ein anderes Land ist in der Haltung gegenüber Journalisten so offen wie *Nicaragua*.

Sehr schwierig, fast unmöglich ist es, in *Sri Lanka* Dreherlaubnis zu erhalten. Lange Zeit hieß es, man könne schon kommen und in Colombo einige Interviews machen, aber nicht in die Kriegsgebiete gehen. Nach dem Friedensabkommen ging es etwas besser, aber jetzt haben wieder Schwierigkeiten begonnen.

Ein sehr schwieriges Land ist *Südafrika*. Sie führten Zensur ein für alle Fernsehberichte und alle Zeitungen, für die Auslandspresse. Demnächst (26.10.1988) finden multirassische Gemeindewahlen statt, die relativ wichtig und auch umstritten sind. Wir möchten das gerne filmen, haben seit Wochen einen Antrag für ein Visum gestellt. Die Equipe sollte morgen abreisen, wir wissen nicht, ob wir das Visum erhalten oder nicht. Möglicherweise erhalten sie das Visum einen Tag, nachdem sie hätten abreisen sollen. Das ist die Methode der südafrikanischen Regierung, die sagt: Ja, ja, natürlich. Es ist alles in bester Ordnung, ihr müßt nur warten, bis das Visum kommt. Dann kommt dieses bis zur letzten Stunde, bevor das Flugzeug abfliegt, nicht.

Vor allem in der Dritten Welt kann sich eine Fernsehetequipe nicht verstecken. So sind wir darauf angewiesen, mit der offi-

ziellen Behörde, mit der Polizei im Einvernehmen zu sein; wir können in der Regel nichts Geheimes filmen. Meistens erhält man einen Aufpasser, der sagt, was man filmen darf und was nicht.

In *Ägypten* wollte ich einmal die Großstadt Kairo porträtieren. Wir bekamen auch einen Aufpasser, einen Führer, der uns zeigte, was wir filmen durften. Er hatte uns verboten, irgendwelche Armutsquartiere zu filmen. Wir versuchten es einmal mit einem Trick. Wir wußten, in einem großen Friedhof, in einer alten, großen Totenstadt, wohnen die Leute in den Gräbern, in den kleinen Grabkapellen. Innerhalb der Totenstadt ist eine berühmte alte Moschee. Wir wollten diese Moschee filmen und hatten dabei die Absicht, auch in den Armutssiedlungen der Totenstadt Aufnahmen zu machen. Sie merkten das aber sofort. Es ging nicht. Es war sogar verboten, in Kairo einen Brotladen zu filmen. Das Brot ist dort sehr stark verbilligt, weil es die Grundnahrung der Bevölkerung ist; damit sie nicht verhungert, erhält man das Brot fast gratis. So etwas zu filmen wäre ein Anlaß zu sagen, wie arm das Land ist. Das soll vermieden werden.

Bei den Unruhen in *Algerien*, wohin wir eine Equipe sandten, gab es zwar die Dreherlaubnis, aber nur in Algier und jeweils befristet auf einen halben Tag. Um diese Erlaubnis zu bekommen, mußte man bis zu vier Stunden anstehen. Unter solchen Bedingungen kann man nicht arbeiten, also haben wir die Equipe zurückgerufen.

Mir passierte es einmal in *Nigeria*, in Lagos. Wir wollten auch die Slums filmen und ließen uns von einem Maler, der in diesem Quartier wohnte, hinführen. Er war voller Wut ob seines Elendes, und er wollte, daß wir der Welt zeigen sollten, wie schlecht es ihnen gehe. Wir fingen mit Filmen an, doch binnen einer Stunde wurden wir in eine Sitzung des lokalen Gemeinderates dieses Slumquartiers geführt. Hier gab es ein langes Palaver. Sie drohten, unseren Film zu beschlagnahmen mit dem Argument: «Ihr wollt doch nur das Schlechte zeigen von unserem Land, das dürft ihr nicht.» Schließlich konnten wir das Filmmaterial zwar behalten, doch nicht weiter filmen, das war ausgeschlossen.

Die Barriere des Mißtrauens

In der Dritten Welt stößt man als Europäer mit einer Filmkamera sehr, sehr oft auf ein gewaltiges Mißtrauen. Die Leute haben in der Tat das Gefühl, wir wollten nur das Schlechte von ihnen zeigen. Dieses Mißtrauen ist spürbar; man muß allerdings auch zugeben, daß es sehr viele Falschmeldungen, sehr viele falsche Berichte gibt. Bevor ich nach Nigeria fuhr, studierte ich die Dokumentationen und Berichte durch, die ich vom Archiv erhielt, um mich einzuarbeiten. In allen größeren Artikeln stand, daß es in Lagos, in der Hauptstadt, drei nigelnagelneue Kehrichtverbrennungsanlagen gebe, die völlig eingerichtet, aber nicht in Betrieb seien. Das wurde immer als Beispiel dargestellt, das zeige, wie die Afrikaner, die Nigerianer unfähig seien, so hochkompliziertes, technisches Apparaturenwerk wie eine Kehrichtverbrennungsanstalt in Betrieb zu setzen. Ich hatte dann an Ort und Stelle Gelegenheit, mit dem Gouverneur von Lagos zu sprechen.

Ich habe ihn gefragt, weshalb diese Verbrennungsanlagen nicht funktionierten. Da wurde er sehr wütend und meinte: «Die laufen nicht, weil sie völlig falsch konstruiert wurden. Wir in Lagos haben feuchten, nassen Kehricht. Dieser verbrennt dort nicht einfach. Man müßte soviel Energie in diese Anlagen stecken, um den Kehricht zu verbrennen, daß dies viel zu teuer zu stehen käme. Die kann jeder geschenkt haben, ich will sie nicht.» Die Anlagen wurden ihm von einer bekannten deutschen Firma als etwas vom Modernsten in Sachen Kehrichtverbrennungsanlagen anboten, sie sind aber völlig untauglich für dieses Land. Dies war nicht die Schuld der Afrikaner, sondern die der Deutschen, die ihnen diese Anlagen «aufgeschwatzt» haben.

Das Beispiel zeigt übrigens, wie Storys, die man immer wieder gerne hört, unkritisch wiederholt und wiedergekaut werden. Das Mißtrauen führt natürlich auch dazu, daß man sehr oft Wichtiges verpaßt und nicht erfährt. Zwei relativ erschütternde Beispiele habe ich selber erlebt.

▷ Ich war vor ein paar Jahren in *Korea*, in Seoul, lange vor den Olympischen Spielen, als die Diktatur relativ noch offen und stark war. Ich hatte ein langes Gespräch mit einem Vertreter einer christlichen Menschenrechtsgruppe im Christian House in Seoul. Er hat relativ offen erzählt, was sie machen und wie schwierig es sei, aber nichts Spezielles. Drei Wochen später erfuhr ich, daß ein Tag, bevor ich in diesem Hause dieses Gespräch führte, sich ein Koreaner aus dem sechsten Stock hinausgestürzt hatte, Selbstmord beging, um der Verhaftung durch die Polizei zu entkommen. Das hatte er mir verschwiegen. Diese Barriere kann man durch ein einmaliges Gespräch nicht überwinden.

▷ In der *Türkei* geschah etwas Ähnliches: Ich hatte ein Gespräch mit einem Menschenrechtsvertreter in Istanbul. Es war ein älterer Mann, der früher jahrelang im Gefängnis gesessen hatte. Er gab offen Auskunft, war nicht verbittert über das Regime, obwohl er viel Schlimmes erlebt hat. Auch dort erfuhren wir einen Tag später – er selbst sprach während des zweistündigen Gesprächs kein Wort davon –, daß seine Tochter von der Polizei so gefoltert wurde, daß sie den Verstand verlor. Tragisches menschliches Schicksal, das man einem Ausländer nicht einfach erzählt!

Um die Barriere des Mißtrauens zu überwinden, müßte man wahrscheinlich wochen-, monatelang in den Drittweltländern weilen. Diese Zeit haben wir nicht. Nach ein paar Tagen haben wir zwar das Gefühl, eine gewisse Barriere wäre überwunden. Aber Leute, die länger dort sind, glauben, daß dann erst der erste Stein des Mißtrauens weggeräumt sei. Dazu kommt, daß überall dort, wo die Regierung und das Regime etwas zu verbergen haben – und das ist in vielen Ländern der Fall –, das Filmen überhaupt verboten ist.

Alles in allem: Was sich machen läßt, ist Stückwerk, und es bleibt ein Unbehagen. Trotzdem dürfen wir nicht locker lassen. Wir müssen es immer wieder wagen, gegen den Strom zu schwimmen.

Eugen Fehr (gest. 2. Mai 1989)

Künftige Generationen haben Rechte

Auf einem Seminar an der Universität Bern ist von den Teilnehmern eine «*Erklärung der Rechte künftiger Generationen*» erarbeitet worden. Sie hat folgenden Wortlaut:

1. Künftige Generationen haben ein Recht auf Leben.
2. Künftige Generationen haben ein Recht auf nicht-manipuliertes, d. h. nicht durch Menschen künstlich verändertes menschliches Erbgut.
3. Künftige Generationen haben ein Recht auf eine vielfältige Pflanzen- und Tierwelt, damit auf Leben in einer reichen Natur und auf Wahrung vielfältiger genetischer Ressourcen.
4. Künftige Generationen haben ein Recht auf gesunde Luft, auf eine intakte Ozonschicht und auf hinreichenden Wärmeaustausch zwischen Erde und Weltraum.
5. Künftige Generationen haben ein Recht auf gesunde und hinreichende Gewässer, besonders auf gesundes und hinreichendes Trinkwasser.
6. Künftige Generationen haben ein Recht auf einen gesunden und fruchtbaren Boden und auf einen gesunden Wald.
7. Künftige Generationen haben ein Recht auf erhebliche Vorräte an nicht (oder nur sehr langsam) erneuerbaren Rohstoffen und Energieträgern.
8. Künftige Generationen haben das Recht, keine Erzeugnisse und Abfälle früherer Generationen vorfinden zu müssen, welche ihre Gesundheit bedrohen oder einen übermäßigen Bewachungs- und Bewirtschaftungsaufwand erfordern.
9. Künftige Generationen haben ein Recht auf «kulturelle Erbschaft», d. h. auf Begegnung mit der von früheren Generationen geschaffenen Kultur.
10. Künftige Generationen haben allgemein ein Recht auf physische Lebensbedingungen, die ihnen eine menschenwür-

dige Existenz erlauben. Insbesondere haben sie ein Recht, keine von ihren Vorfahren bewußt herbeigeführten physischen Gegebenheiten hinnehmen zu müssen, die ihre individuelle und gesellschaftliche Selbstbestimmung in kultureller, wirtschaftlicher, politischer oder sozialer Hinsicht übermäßig einschränken.

*

Diese Erklärung findet sich in einem von Peter Saladin und seinem Assistenten C.A. Zenger veröffentlichten Buch¹, in dem die Umweltproblematik hineingestellt wird in den größeren Zusammenhang der «Sicherung des Rechts auf menschenwürdige Existenz auch für künftige Generationen». Es wird zunächst der Frage nachgegangen: *Warum sollen wir unseren Nachkommen gegenüber verpflichtet sein?*

Peter Saladin, der vor zwei Jahrzehnten in seinem großen Werk «Grundrechte im Wandel» nach einer «neuen Sinngebung» für die Grundrechte in einer veränderten sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Situation gesucht und diesen seinen Versuch offen als «Bekenntnis» seines Glaubens an das Evangelium und dessen «Anthropologie» bezeichnet hat², unterscheidet in seiner Antwort auf die gestellte Frage klar eine theologische und eine philosophisch-staatsrechtliche Begründung. Theologisch, aus der Sicht des Glaubens leitet Saladin die Rechte zukünftiger Generationen aus der Vorstellung einer von Gott gegebenen Schöpfungsordnung ab, die den Menschen, jeder Menschheitsgeneration, die Verantwortung für eine Bewahrung der Schöpfungsordnung auflädt³ – verstärkt durch das Liebesgebot, das nicht nur die Mit-Menschen, sondern auch die künftigen Menschen einschließt; sie sollen

¹ P. Saladin und C. A. Zenger, Rechte künftiger Generationen, Basel (Helbing und Lichtenhahn) 1988, 144 Seiten.

² P. Saladin, Grundrechte im Wandel. Die Rechtsprechung des Schweizerischen Bundesgerichts zu den Grundrechten in einer sich ändernden Umwelt, Bern 1970, S. 425–462, hier S. 432. Das Buch geht davon aus, daß das «traditionell-liberalistische Grundrechtsverständnis» aufgrund seiner «Anthropologie» heute nicht mehr trägt (vgl. S. 428).

³ Für die «Möglichkeit» einer solchen Ableitung findet der Autor Hinweise bei Hans Jonas und Jürgen Moltmann.

ORIENTIERUNG erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 2010760
Telefax (01) 2014983

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Josef Bruhin, Robert Hotz,
Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico, Karl Weber
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Paul Konrad Kurz
(Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1989:

Schweiz: Fr. 39.– / Studierende Fr. 28.–
Deutschland: DM 49.– / Studierende DM 34.–
Österreich: öS 370.– / Studierende öS 260.–
Übrige Länder: sFr. 37.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.– / DM 60.– / öS 420.–
(Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnements in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Probenummer gratis

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Dorothee Sölle zum Sechzigsten

Zur Titelseite

Am 30. September 1989 feiert Dorothee Sölle ihren 60. Geburtstag. Aus diesem Anlaß erscheint ein Buch: *Gotteslehrerinnen*. Luise Schottroff, Neutestamentlerin in Kassel, und Johannes Thiele, Lektor in München, wo das Buch herauskommt (Kreuz Verlag, 240 S., DM 29,80), haben 18 Porträts von Frauen gesammelt, die «auf ihre ganz eigene Weise von Gott gesprochen haben und gelehrt haben» . . . «Es ist ein Projekt gefährlicher Erinnerung. Welche Schätze liegen in der Geschichte des Christentums begraben!» Tatsächlich wird uns ein Stück Frauengeschichte als Gegengeschichte präsentiert. Die Porträts folgen einander in chronologischer Folge – das erste, originell, ist der «Synagoge» gewidmet, Gotteslehrerin par excellence, die aber das Schicksal der übrigen teilt: sie sind «in der herrschenden Kirche unsichtbar gemacht worden». Die Kette reicht bis in die Gegenwart. Deshalb läßt sich von «Müttern und Schwestern» sprechen, die D.S. zu Ehren hier von Freundinnen und Freunden aus dem Verstummen befreit werden.

Teschuwa, das hebräische Wort für *Umkehr*, ist der Titel eines soeben erschienenen Bändchens im pendo-verlag Zürich (117 S.), das zwei Gespräche (je von Klara Obermüller und Peter Bichsel) mit Dorothee Sölle umfaßt. Das erste, in dem sie zu ihrer persönlichen und theologischen Biographie befragt wird, hat uns (mit dem Zitat aus S. 17) zu unserer Titelseite inspiriert. Das zweite geht direkter auf die *Teschuwa* los.

Dorothy Day: Ihre Biographie von Jim Forest kommt demnächst im pendo-verlag heraus. Im Vorwort erzählt Dorothee Sölle dem deutschsprachigen Leser ihre Begegnungen mit dieser ungewöhnlichen Frau und welche Wirkung von ihr ausging. *Red.*

wie wir in einer lebenswerten Welt leben können. Es gibt nicht nur einen persönlichen und einen kollektiven Egoismus, sondern auch einen Egoismus der gegenwärtigen Generation.

Philosophisch-staatsrechtlich ist davon auszugehen, daß Menschenrechte in ihrer Kernsubstanz vor-positivrechtlich und dementsprechend auch nicht an die heutige Generation gebunden sind. Aus den Grundrechten zukünftiger Generationen ergeben sich Pflichten schon dieser Generation, insbesondere die Pflicht, Schäden zu vermeiden, die künftige Generationen nicht mehr gutmachen können. Auch wenn dabei das Engagement Saladins für den Schutz dieser Rechte aufleuchtet, sieht er doch auch die Problematik: «Der Mensch darf seine Gegenwart nicht auf Kosten der Zukunft ausbeuten, wie er auch nicht verpflichtet ist, seine Gegenwart der Zukunft zu opfern. Er wird sich vielmehr um einen gerechten Ausgleich der Lebens- und Freiheitschancen der gegenwärtigen und der zukünftigen Generationen bemühen.»

Davon ausgehend wird im zweiten Teil gezeigt, daß die nationalen Rechte und die Dokumente des Völkerrechts zwar kaum ausdrücklich von «Rechten künftiger Generationen» sprechen. Doch deuten die Verankerung der Unantastbarkeit der Menschenwürde und das Bekenntnis zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten in einer nicht abänderbaren Verfassungsbestimmung (Art. 1, 79 Abs. 3 Grundgesetz der BRD) auf eine solche Sicht hin. Saladin zeigt dann auch gut die soziologische Kraft, die von «Erklärungen» von Grundrechten ausgeht – von der bill of rights (1776) und der déclaration des droits de l'homme (1789) bis zur «Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte» der UNO (1948) und der Stockholmer Umweltschutz-Deklaration (1972). Da geht es um soft-law, das durchsetzbares, griffiges hard-law vorbereiten kann; denn zur Rechtsverwirklichung bedarf es klar umschriebener Verfahrensvorschriften und detaillierter Auflagen, insbesondere hinsichtlich der Umweltverträglichkeitsprüfungen, die nach Saladin noch vermehrt zu «Nachweltverträglichkeitsprüfungen» ausgestaltet werden sollten.

Kurz, wer sich für eine Ausweitung der Grundrechtsproblematik und für eine auf die weitere Zukunft ausgerichtete Politik interessiert, wird in Saladins Schrift eine Fülle von Anregungen finden. *Otto K. Kaufmann, Pully*